



CATHERINE
COOKSON

*Zeit ohne
Warte*

Weltbild

Wer ist die geheimnisvolle Irene?

Warum kommt sie nach so vielen Jahren zu Alexander?

Die Frau erregt großes Aufsehen in der Anwaltskanzlei. Sie ist unterernährt, kann kaum sprechen, ihre Kleidung wirkt abgetragen. Ihr Name ist Irene und sie möchte Alexander Armstrong sehen. Dieser eilt sofort zu ihr – zum Erstaunen seiner Sekretärinnen. Doch dann bricht Irene ohnmächtig zusammen und der Anwalt kümmert sich um sie. Irene war lange Jahre verschollen, aber Alexander weiß um ihre Geschichte, denn er hat ihr einst das Leben gerettet.

Sie braucht ihn jetzt so sehr wie nie...

Catherine Cookson

Zeit ohne Worte

Roman

Aus dem Englischen von Katrin Marburger

Weltbild

Die Autorin

Catherine Cookson stammt aus Nordengland und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Sie arbeitete zunächst als Dienstmädchen, ehe sie einen Lehrer heiratete. Erst mit vierzig begann sie zu schreiben. Ihre zahlreichen Romane wurden zu Bestsellern; sie sind in mehr als ein dutzend Sprachen übersetzt. 1993 wurde Catherine Cookson zur »Dame of the British Empire« ernannt. Sie starb 1998 kurz vor ihrem 92. Geburtstag.

Die englische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel The Silent Lady bei Bantam Press.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2001 by The Trustees of the Catherine Cookson Charitable Trusts
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Katrin Marburger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-858-4

Erster Teil

1955

Die Frau streckte die Hand nach dem Messingschild neben der halb geöffneten Tür aus, ohne auf den Namen zu achten, der darauf stand – »Alexander Armstrong & Sohn, Rechtsanwälte«. Zitternd fand sie am Rand der Tafel Halt und atmete tief ein und aus.

Schließlich richtete sie sich auf, trat durch die Tür in eine mit Teppichboden ausgelegte Eingangshalle und schwankte auf den Empfang zu ihrer Linken zu, hinter dem eine junge Frau mit offenem Mund stand.

Die Empfangssekretärin begrüßte die Frau nicht mit dem üblichen »Kann ich Ihnen behilflich sein, Madam?« oder »Haben Sie einen Termin?«, denn für sie war offensichtlich, dass diese Frau eine Obdachlose war, die hier nichts verloren hatte. Also fragte sie nur: »Was wollen Sie? Ich ... ich glaube, Sie sind hier nicht richtig.«

Als die Frau antwortete: »Mr Armstrong«, staunte die Empfangssekretärin noch mehr, diesmal über die Stimme der Besucherin, die gar nicht zu ihrer Erscheinung passte. Auch wenn es nur ein heiseres Flüstern war, klang daraus doch eine gewisse Kultiviertheit.

Das Äußere der Frau hinterließ allerdings einen stärkeren Eindruck. Brusk erklärte die Empfangssekretärin: »Mr Armstrong empfängt Besucher nur nach Vereinbarung.«

Die Frau deutete auf ihre Brust, dann auf ihre Augen, öffnete den Mund und brachte drei Wörter heraus: »Mich ... empfängt ... er.«

»Er ... er ist sehr beschäftigt.«

Noch einmal hob die Frau den Kopf, öffnete den Mund und sagte: »Mrs Baidor.«

Wieder war die Empfangssekretärin von der Stimme beeindruckt, so sehr, dass sie sich rasch umwandte, die verglaste Tür zu ihrem Büro aufstieß und zum Telefonhörer griff. Zugleich beobachtete sie, wie die Frau sich vom Empfang zu einem Stuhl vortastete, der neben einem kleinen Tisch mit einem Blumenstrauß stand.

»Miss Fairweather?«

»Ja. Was gibt's?«

»Hier ist ... hier ist eine Besucherin.« Die Empfangssekretärin flüsterte.

»Was haben Sie gesagt? Sprechen Sie lauter!«

»Ich habe gesagt, hier ist eine Besucherin. Sie ... sie sieht aus wie eine Obdachlose, aber sie sagt, Mr Armstrong würde sie empfangen.«

»Eine Obdachlose! Wie kommen Sie zu dieser Einschätzung?«

»Vielleicht sehen Sie sich die Frau lieber selbst an, Miss Fairweather.« Es war dreist von der Empfangssekretärin, so mit Miss Fairweather zu reden, doch sie spürte, dass an dieser Frau etwas Ungewöhnliches war.

»Hat sie gesagt, wie sie heißt?«

»Ja, aber es klang ganz komisch, wie Barndoor.«

»Barndoor? ›Scheunentor‹?«

»So hat es sich angehört.«

Am anderen Ende der Leitung überlegte Miss Fairweather. Sollte sie nach unten gehen und nachschauen, wer diese Besucherin war, die wie eine Obdachlose aussah, oder sollte sie Mr Armstrong den Namen nennen, um festzustellen, ob er eine solche Person kannte? Sie entschied sich für Letzteres. Sie klopfte an die Tür, die ihr Büro von dem ihres

Vorgesetzten trennte. Als dieser von dem großen Schriftstück aufsaß, das er gerade las, und fragte: »Was gibt's?«, hüstelte sie und erwiderte: »Miss Manning sagt, unten steht eine merkwürdig aussehende Frau, die Sie sprechen möchte. Sie lässt sich anscheinend nicht abwimmeln. Wie ich Miss Manning verstanden habe, glaubt die Frau offenbar, Sie würden ihren Namen kennen.«

»Und? Wie heißt sie?«

»Miss Manning sagt, es klang wie Barndoor.«

»Was?«

»Das hat sie gesagt ... Barndoor.«

Miss Fairweather war höchst erstaunt, wie ihr Vorgesetzter auf diesen Namen reagierte: Er sprang auf und brüllte, ja, wirklich, er brüllte laut: »Baindor, Miss Fairweather! Baindor!«

Die Unterlagen, an denen er gearbeitet hatte, rutschten beinahe vom Schreibtisch, als er seinen Stuhl zurückstieß; dann hastete er quer durch den Raum und rannte Miss Fairweather in der halb offenen Tür fast um.

Sie war nun schon seit fünfzehn Jahren bei Mr Armstrong, doch noch nie hatte sie ihn so erlebt. Er war ein ruhiger Mann mittleren Alters, manchmal recht streng, aber immer höflich. Seine Aufregung rührte sie. Sie stand oben an der Treppe und sah ihm nach, wie er die Stufen beinahe hinuntersprang.

Als Alexander Armstrong unten in der Eingangshalle ankam, musste er sich einen Moment am Pfosten des Treppengeländers festhalten, während er zu der Frau hinübersah, die fast zusammengekrümmt auf dem Stuhl kauerte. Er konnte es nicht glauben – und das würde er auch nicht, solange er ihr Gesicht nicht gesehen hatte.

Die Frau hob den Blick so lange nicht, bis sie seine Beine vor ihrer Nase sah. Dann schaute sie langsam auf. Bei ihrem Anblick stockte Alexander der Atem. Das Gesicht sah aus wie ein Totenschädel mit darübergespannter Haut, so sehr ragten die Knochen hervor. Die Augen lagen tief in den Höhlen, zwei helle, blutunterlaufene Augen, die nun zu ihm aufblickten.

Zwei Wörter durchzuckten Alexander wieder und wieder: Mein Gott! Mein Gott! Dann begriff er, dass die Frau, die da saß und ihn aus beinahe toten Augen anstarrte, dieselbe war, die er – beziehungsweise seine Kanzlei – seit sechsundzwanzig Jahren suchte. Nein, fast siebenundzwanzig.

Er brachte nicht mehr als ein Stammeln heraus: »M-M-Mrs Baindor ...«

Die Frau gab keine Antwort, neigte nur leicht den Kopf mit dem seltsamen Hut.

Alexander streckte die Arme aus. »Kommen Sie mit mir nach oben, Irene.«

Als die Frau versuchte aufzustehen, fiel sie auf den Stuhl zurück und schien wieder in sich zusammenzusinken. Alexander fuhr zu Miss Fairweather herum, die inzwischen unten an der Treppe stand, und schrie sie an: »Rufen Sie meinen Sohn!«

Seine Sekretärin antwortete mit zittriger Stimme: »Er ist unterwegs, Mr Armstrong, Sie wissen doch, wegen der Fullman-Sache.«

»Dann holen Sie Taggart – oder irgendwen!«

Das Büro von Taggart, dem Büroleiter, lag am anderen Ende des Hauses. Miss Fairweather rannte die Treppe wieder hinauf und den Flur entlang. Keine zwei Minuten

später stand Taggart neben seinem Vorgesetzten: »Ja, Sir?«

»Helfen Sie mir, diese Dame in mein Büro zu bringen.«

Henry Taggart zögerte einen Augenblick und musterte die Kleidung der Besucherin. Das war doch eindeutig eine Obdachlose! Dennoch tat er, wie ihm geheißen. Er half dem seltsamen Bündel in dem langen Mantel nicht nur auf die Füße. Als er sah, dass sie nicht allein stehen konnte und die Treppe für drei zu schmal war, trug er die Frau, die sein Chef »Dame« genannt hatte, die Stufen hinauf in Mr Armstrongs Büro. Dort legte er sie auf Alexanders Anweisung hin auf die Ledercouch vor dem großen Fenster, das auf den Platz hinausging.

Wieder schrie Alexander seine Sekretärin nahezu an: »Machen Sie eine Tasse Tee ... stark, mit viel Zucker.« Aus einem Schrank holte er eine Schmuckflasche mit Brandy. Er goss etwas Flüssigkeit in die silberne Verschlusskappe. Damit ging er zur Couch und kniete sich neben die Frau. Er hielt ihr den Brandy an die Lippen und forderte sie sanft auf: »Trinken Sie das.«

Die Frau wehrte sich nicht, als er ihr den Branntwein einflößte, doch dann hustete und röchelte sie und zitterte am ganzen Körper. Alexander wandte sich zu Taggart um: »Gehen Sie hinunter ins Büro, und sagen Sie Miss Manning, sie soll einen Krankenwagen rufen.«

Es musste das Wort »Krankenwagen« gewesen sein, das die Frau dazu brachte, sich aufzurichten, den Kopf zu heben und eine abwehrende Handbewegung zu machen. Alexander beugte sich zu ihr hinunter. »Keine Angst, meine Liebe. Keine Angst. Kein richtiges Krankenhaus ... verstehe.«

Die Frau lehnte sich zurück und schaute ihn an. Alexander wandte sich abrupt ab, ging zum Telefon, das auf seinem Schreibtisch stand, und wählte eine Nummer. Als eine Stimme »Beechwood-Pflegeheim« sagte, befahl er knapp: »Geben Sie mir die Oberin, schnell!«

»Wer spricht da?«

»Das spielt keine Rolle, geben Sie mir schnell die Oberin!«

»Aber, Sir ...!«

»Verzeihung. Ich bin Miss Armstrongs Bruder.«

»Oh! Ja, Moment«, kam die Antwort. Dann Stille. Während Alexander wartete, drehte er sich um und betrachtete das menschliche Wrack, das da auf seiner Couch lag. Wieder schrie es in ihm Mein Gott!

»Was ist los, Alex?«, hörte er die Stimme seiner Schwester.

»Pass auf, Glenda. Ich schicke dir eine Patientin.«

»Du fragst gar nicht, ob wir ein Zimmer frei haben.«

»Du musst irgendwie eines frei machen. Es ist wichtig.«

»Ich kann mir keine Zimmer aus den Rippen ...«

»Glenda, hast du ein freies Zimmer?«

»Ja, zufällig habe ich eins, Alex. Aber darf ich fragen, was mit dir los ist?«

»Das wirst du noch früh genug erfahren. Mach das Zimmer fertig. Gleich kommt ein Krankenwagen zu euch. Ich fahre hinterher.«

Nun klang Glendas Stimme ganz sanft: »Was ist denn los, Alex? Du klingst so

beunruhigt.«

»Du wirst bald verstehen, warum, Glenda. Sag deinem Personal, dass es kein dummes Gerede über den Zustand deiner neuen Patientin geben darf. Ich meine, über ihr Äußeres ... ihre Kleidung. Aber vor allem mach erst einmal das Zimmer fertig.« In verändertem Ton ergänzte er: »Es ist etwas Ernstes, Glenda ... Ich kann nicht fassen, was ich hier auf der Couch in meinem Büro liegen sehe. Bis später!«

Als er aufgelegt hatte und sich wieder umdrehte, stand Miss Fairweather mit einer Tasse Tee in der Hand da. Sie sah aus, als hätte sie Angst, das merkwürdige Bündel auf der Couch anzufassen. Alexander nahm ihr die Tasse ab; dann kniete er sich erneut hin und legte eine Hand hinter den Kopf der Frau, wo sich ihr seltsames Hutgebilde zu einer Art großem Haarnetz wölbte, das ihr bis in den Nacken hing. Es war zuvor halb von dem hohen Kragen ihres abgetragenen, verblichenen und teils zerschissenen Mantels verdeckt gewesen. Alexander hob ihren Kopf leicht an: »Trinken Sie das, meine Liebe.«

Wieder starrte ihn die Frau an. Doch sie wehrte sich nicht, als er ihr die Tasse an die Lippen hielt. Als sie zwei Schlucke des starken Tees getrunken hatte und er ihr aus den Mundwinkeln zu rinnen begann, gab Alexander Tasse und Untertasse rasch Miss Fairweather zurück, zog ein Taschentuch hervor und tupfte behutsam die schmalen Lippen der Frau ab.

Als er merkte, dass sie wieder zu sprechen versuchte, sagte er sanft: »Ganz ruhig, meine Liebe. Wir werden später jede Menge Zeit zum Reden haben.«

Doch die Frau starrte ihn weiter an. Angesichts ihrer gemurmelten Worte riss er die Augen auf: »Mein Sohn ... sagen Sie es ihm ... Er kommt.«

Alexander merkte, dass er langsam den Kopf schüttelte. Sie glaubte, nach all den Jahren würde ihr Sohn zu ihr kommen? Sie konnte nichts über ihn wissen, doch ihre letzten Worte hatten sehr bestimmt geklungen. Die Ärmste.

Nun klopfte es an der Tür. Es war Taggart, der verkündete: »Der Notarzt ist da, Sir.«

»Sagen Sie ihm, er soll mit einer Tragbahre heraufkommen.« Rasch wandte Alexander sich zu seiner Sekretärin um: »Holen Sie die alte Reisedecke aus dem Schrank.«

Miss Fairweather wunderte sich zwar immer noch, doch sie handelte schnell. Alexander nahm ihr die Decke ab, faltete sie auseinander und hüllte den schmalen Körper der Frau darin ein. Vorsichtig rollte er sie zuerst auf die eine, dann auf die andere Seite, sodass er die Decke unter ihr zusammenschlagen konnte.

Ohne Kommentar hoben die Sanitäter die Frau von der Couch; nicht einmal über ihre Kopfbedeckung sagten sie etwas. Sie fragten nur höflich: »Wohin, Sir?«

»Zum Beechwood-Pflegeheim.«

Alexander kam nicht zu einer Erläuterung, denn einer der Sanitäter erwiderte: »Das kennen wir, Sir. Beechwood-Pflegeheim, Salton Avenue, Longmere Road.«

Fast zwei Stunden später standen Bruder und Schwester in Glendas privatem Wohnzimmer. Sie hielt den langen, dunklen Mantel vor sich: »Kannst du das fassen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: »Ich nicht. Ich weiß noch, wie ich ihr den angezogen habe. Es war so ein schöner Mantel, und sehr schwer. Das habe ich schon damals gedacht, weil sogar die Ärmel ganz mit Lambswool gefüttert waren. Aber sieh

nur, nicht eine einzige Fluse ist mehr da, nur noch der dünne Futterstoff. Und der Mantel war aus so hübschem dunkelgrünen Meltonstoff; man hätte gedacht, dass er auch nach zwei Generationen noch nicht abgetragen wäre. Jetzt ist er es schon nach einer, großer Gott! Was glaubst du, wo er gewesen ist?»

»Ich weiß es nicht. Keine Ahnung, sicher irgendwo auf der Straße. Aber so, wie sie ausgesehen hat, hätte man sie finden müssen; vor allem mit diesem Hut oder was das sein soll.«

Glenda nahm den Hut von einem Stuhl. »Der war sehr schick. Französisch, eine Mischung aus einem Turban und einer Baskenmütze mit einer Krempe. Sieh nur, die Krempe ist noch da.« Sie berührte die beinahe blank gewetzte, verstärkte Krempe mit den Fingerspitzen; dann hob sie die kleine Tasche an der hinteren Seite des Hutes. »Sie hat ihn wohl für sich anfertigen lassen, passend für den Knoten, den sie im Nacken getragen hat. Und schau dir den Pompadour an!« Glenda zeigte auf die geflickte Handtasche auf dem Stuhl. »Darin war alles, was sie besaß. Ich weiß noch, dass ich sie dazu gebracht habe, ihre Ringe mitzunehmen; die hatte sie nämlich alle abgenommen, sogar den Ehering. Dann war da noch eine Halskette und ein Kartenetui.«

Nun setzte sich Glenda neben ihren Bruder auf die Kante des großen Chesterfieldsofas. »Als wir nichts mehr von ihr hörten, habe ich mir immer Vorwürfe gemacht, dass niemand mit ihr nach Eastbourne gefahren ist. Als ich sie zum Zug gebracht habe, da habe ich noch zu ihr gesagt: ›Also, lass mich wissen, wie es dir geht. Und in ein paar Tagen komme ich dich besuchen.« An dem Tag habe ich sie zum letzten Mal gesehen. Weißt du noch, wie du ihrem Mann mitgeteilt hast, dass sie zu ihrer Tante gefahren ist? Und wie er auf dich losgegangen ist, weil du nicht dafür gesorgt hast, dass ich sie nach Conway House geschickt habe, wie er es befohlen hatte? Mein Gott! Das nannte sich Pflegeheim, dabei war es die reinste Irrenanstalt! Ich hätte Irenes Tante am liebsten dort hineingesteckt, als ich am nächsten Tag nach Eastbourne kam und sie mir erklärte, sie werde ihre Nichte nicht aufnehmen und habe sie fortgeschickt. Sie sagte, Irenes Platz sei an der Seite ihres Mannes, und alles, was ihr passiert sei, habe sie verdient, weil sie sich mit anderen Männern eingelassen habe. Guter Gott im Himmel!« Glenda hievte sich weiter zurück auf die Polster und wiederholte: »Guter Gott! Wir wissen doch, dass die Ärmste nicht gewagt hat, einen anderen auch nur anzuschauen, geschweige denn sich mit ihm einzulassen.« Dann fuhr sie fort: »Ach, und das Unterhemd oder Unterkleid, wie immer man es nennen will ... Die alte Betsy Briggs hat es gestrickt. Sie hat für Irenes Vater geputzt, als die Mutter gestorben war und Irene noch zur Schule ging. Es war eines von Betsys Meisterwerken – ein langes, schmales, eng anliegendes Wollhemd. Mehr wie die Kleider, die die jungen Mädchen heute tragen. Betsy hatte eins für Irenes Mutter gestrickt, die ja schwache Lungen hatte. Dann hat sie noch eins für Irene gemacht. Und was glaubst du? Sie hatte es heute an, vielmehr die Reste davon. Es war zwar sauber, aber es wurde nicht mehr von Wollfäden, sondern von Nähgarn in allen möglichen Farben zusammengehalten. Und darüber trug sie, was von dem rosenroten Samtkleid noch übrig war, das sie am Abend des Konzerts anhatte. Erinnerst du dich?«

»Ja, Glenda«, erwiderte Alexander müde. »Ich erinnere mich. Wie habt ihr es geschafft, sie auszuziehen?«

»Ohne große Gegenwehr, bis wir zu dem Hemd kamen. Da kehrten ihre Kräfte noch einmal zurück. Sie hat es fest umklammert, jedenfalls in der Taille. Als ich ihr versichert habe, dass sie es behalten kann, aber dass ich es ihr ausziehen muss, hat sie uns gewähren lassen. Und als wir es ihr gaben, hat sie es in der Taille gefasst, langsam auf links gedreht und auf ein kleines Päckchen aus braunem Packpapier gezeigt, ungefähr fünf mal fünf Zentimeter groß. Es war oben und unten mit Sicherheitsnadeln an dem Hemd befestigt, und sie versuchte, sie zu öffnen. Ich habe das für sie gemacht, und sie hielt das Päckchen fest; dann durften wir das dünne Hemdchen nehmen. Sie hat sich auch nicht gewehrt, als die Oberschwester und eine andere Schwester sie gewaschen haben. Die Oberschwester hat später gesagt: »Es war unheimlich, als würde man eine Leiche waschen.« Irene hat am ganzen Körper kleine blaue Flecken. Sie sind schwach, aber sie müssen einmal deutlicher gewesen sein, weißt du, wie die Flecken, die ein Bergmann von der Kohle auf der Stirn hat.«

»Hat sie das Päckchen noch?«

»Ja. Wir haben es ihr gelassen. Sie schien einzuschlafen, dann kam Dr. Swan herein. Er stand an ihrem Bett und schaute auf sie hinunter, wie sie da lag mit dem grauen Haar, das jetzt in zwei Zöpfen rechts und links ihr Gesicht einrahmt. Ich hatte ihn schon informiert, weil sie vor all den Jahren seine Patientin war – weißt du noch? Damals war er noch ein ganz junger Mann; seitdem muss er Hunderte von Patienten gehabt haben, aber er hat sich an sie erinnert. »Guter Gott!«, hat er gesagt.

Als er nach ihrem Handgelenk griff, schien ihre Kraft zurückzukehren: Sie zog die Hand weg und presste sie auf die andere, in der sie das Päckchen hielt. Und obwohl Dr. Swan wirklich sanft und beruhigend sagte: »Keine Angst, ich tue Ihnen nicht weh, war ihr Blick voller Furcht, und sie bebte am ganzen Körper. Er untersuchte sie kurz; dabei zitterte sie die ganze Zeit.

Vor der Tür hat er zu mir gesagt: »Um ihre Lungen steht es nicht gut, aber zugrunde gehen wird sie an Unterernährung. Sie hat Gott weiß wie lange nicht mehr vernünftig gegessen. Ich habe noch nie einen lebenden Menschen gesehen, der so aussah. Wo ist sie die ganzen Jahre gewesen?«

»Ich weiß es nicht«, habe ich ihm erklärt. »Wir hoffen, dass wir es herausfinden. Aber sie hat Schwierigkeiten zu sprechen. Es ist, als wollte sie nicht reden.« Na ja, er hat gesagt, er kommt später noch einmal vorbei; dann würden wir uns unterhalten.«

Nachdenklich sagte Alexander: »Ich frage mich, was in dem Päckchen ist. Vielleicht würde uns das einen Hinweis geben.«

»Tja, das wissen wir nicht, bis wir es ihr wegnehmen können oder sie es uns gibt. Aber es sieht nicht so aus, als würde das geschehen, solange sie bei Bewusstsein ist.«

Alexander wandte sich seiner Schwester zu. »Du weißt, wer ihr Sohn ist, oder?«

»Ja, natürlich. Und er muss informiert werden; das ist nur recht und billig. Aber wie wir das machen sollen, und wie bald, weiß ich nicht. Letzteres hängt wohl von Dr. Swans Ansicht ab. Fürs Erste können wir nur versuchen, ihr etwas zu essen einzuflößen. Aber ganz langsam.«

Alexander stand auf, ging zum Kamin hinüber und legte die Hände auf den Marmorsims. Er schaute in die Flammen und murmelte: »Ich bin ganz durcheinander. Ich

... Die letzten beiden Stunden haben Erinnerungen an die Vergangenheit wachgerufen ... Als wäre alles erst gestern geschehen.« Er hob den Kopf und drehte sich zu Glenda um. »Kann ich einen Drink haben?«

»Natürlich; wir brauchen beide einen. Brandy oder Whisky?«

»Whisky, bitte.«

Glenda ging ins Nebenzimmer und kam mit einem Tablett zurück, auf dem eine Karaffe mit Whisky und zwei Gläser standen. Sie schenkte ihrem Bruder großzügig, sich selbst dagegen vergleichsweise bescheiden ein.

Nach zwei Schlucken sagte Alexander: »Ich fahre besser ins Büro zurück und setze James ins Bild. Er hat natürlich keine Ahnung von der ganzen Geschichte; er war ja noch ein kleiner Junge, als das alles angefangen hat.«

»Ja, ich verstehe, dass du es ihm sagen musst. Aber du musst ihm einschärfen, dass er mit niemandem darüber spricht. Sonst steht alles noch vor dem Wochenende in der Zeitung.«

Alexanders Antwort klang ernst: »Ja, Glenda, und das gilt auch für dein Personal. Du musst allen sagen, dass sie nicht darüber reden dürfen. Wenn sich auch nur eine Andeutung davon herumspricht, würde der alte Skandal wieder aufgewärmt. Und egal, was der große Meister machen würde, diesmal könnte er sich keine Gerechtigkeit mehr erkaufen. Und so gern ich auch hätte, dass er bekommt, was er verdient, man muss doch Rücksicht auf den Sohn nehmen.«

»Keine Angst. Das ist nicht das erste Geheimnis, das meine Mädchen bewahren. Kommst du später zum Essen?«

»Nein. Tut mir leid, Glenda, ich kann nicht. Aber ich rufe an, bevor ich weggehe. Wenn ich nach Hause komme, ist es schon zu spät. In Ordnung?«

»Ja, aber ich rechne nicht damit, dass sich bei Irene bis dahin viel verändert.«

Etwa eine Stunde später brachte Miss Fairweather ein Tablett mit Tee herein und stellte es an den Rand von Alexanders Schreibtisch. Sie schaute von ihm zu James und fragte: »Soll ich einschenken?«

»Nein, danke. Wir machen das schon.« Alexander fügte hinzu: »Sie brauchen nicht zu warten. Wir schließen alles ab.«

»Es macht mir nichts aus, noch zu bleiben, Mr Armstrong.«

»Das ist nicht nötig, Miss Fairweather. Wir sind wahrscheinlich noch eine ganze Weile hier.«

Ziemlich steif verließ Miss Fairweather das Büro. James Armstrong schaute seinen Vater an und sagte lächelnd: »Da ist aber jemand enttäuscht. Ist sie immer noch hinter dir her?«

»Sei nicht albern, James; sie ist eine sehr gute Sekretärin.«

»Ja, ich schätze nur, sie denkt, dass sie eine noch bessere Ehefrau abgeben würde. Aber sag, was ist hier eigentlich los? Kaum bin ich mal ein paar Stunden nicht im Büro, wird es spannend. Das passiert nie, wenn ich hier bin. Taggart hat gesagt ...«

»Es spielt keine Rolle, was Taggart zu dir gesagt hat. Jetzt pass auf. Ich habe dir eine ziemlich lange Geschichte zu erzählen, und ich fange ganz vorn an. Du warst sechs Jahre alt, als das alles passiert ist, aber seit du in der Kanzlei mitarbeitest, hast du schon öfter mit dem Zephyr Bond zu tun gehabt, oder?«

»Ja. Der steht gerade ganz gut da und ...«

»Ja, ja, das weiß ich alles«, schnitt Alexander seinem Sohn das Wort ab. »Aber die Dame, die in den letzten sechszwanzig oder siebenzwanzig Jahren die Zinsen hätte bekommen sollen, hat nie einen Penny davon angerührt – aus dem einfachen Grund, dass ich sie nicht finden konnte. Die Suche nach ihr hat eine ganz schöne Stange Geld gekostet, aber zu keinem Ergebnis geführt. Bis heute Nachmittag, als eine Obdachlose – und das muss sie schon sehr lange sein – hier ins Büro kam und mich sprechen wollte.«

»Wirklich?« Die Frage war nur ein Murmeln.

»Ja. Du weißt alles über den Besitz von Edward Mortimer. Also, die Frau war – und ist – mit diesem Ekel verheiratet. So nenne ich ihn, und dafür habe ich ihn die ganzen Jahre gehalten. Obwohl die Angelegenheiten seines Besitzes einen großen Teil unserer Einnahmen ausmachen, hätte ich ihm schon oft gesagt, er soll mitsamt dem Geld zur Hölle fahren, wenn mich nicht irgendein Instinkt davor gewarnt hätte. Ich kann das nicht erklären; ich weiß nur, ich habe gespürt, dass ich es noch erleben würde, wie er für all die Grausamkeiten büßen muss, die er anderen angetan hat – vor allem der Frau, die heute zu uns gekommen ist.«

James sagte nichts dazu, beugte sich nur leicht auf seinem Stuhl vor und wartete, dass sein Vater weitererzählte.

»Als ich ein junger Mann war«, fuhr Alexander fort, »hat mein Vater mich nach Wellbrook Manor in der Nähe von Weybridge mitgenommen. Damals hatte er mich gerade ins Geschäft eingeführt, als er zu seinem Klienten gerufen wurde – dem alten

Edwin, Edwards Vater. Der war von der Gicht ganz verkrüppelt, deshalb konnte er nicht herkommen. Wir beschlossen, einen Tagesausflug daraus zu machen; mein Vater hatte nämlich im Dörfchen Wellbrook einen alten Freund, er hieß Francis Forrester und war dort Schulmeister. Diese armselige Anstellung hatte er angenommen, damit seine Frau aus der Stadt herauskam. Sie hatte Lungenprobleme. Mr Forrester hatte vorher eine sehr gute Stelle in London gehabt. Na ja, und die beiden hatten eine Tochter namens Irene. Sie war ungefähr zehn, als ich sie zum ersten Mal gesehen habe – ein sehr hübsches, liebes Kind. Ihre Mutter war übrigens eine ganz gute Sängerin gewesen, bis sie die Lungenprobleme bekam, und ihre Tochter schlug ihr nach. Es war wunderbar, die beiden zusammen singen zu hören. Die Kleine ging in die Dorfschule, wo sie sich mit einem Timothy Baxter anfreundete. Er war vier Jahre älter als Irene, und seit die Forresters sechs Jahre zuvor nach Wellbrook gezogen waren, hatte er das Mädchen anscheinend unter seine Fittiche genommen. Seinem Vater gehörte ein kleines Lebensmittelgeschäft im Dorf. Als der Junge vierzehn war, verließ er die Schule und begann, für seinen Vater zu arbeiten. Seine freie Zeit widmete er seinem Schützling, wie er Irene nannte. Sie wuchsen wie Bruder und Schwester zusammen auf – bis 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Damals war Timothy achtzehn und brannte darauf, Soldat zu werden, aber es stellte sich heraus, dass er farbenblind war. Außerdem war er als Junge einmal schwer mit dem Fahrrad gestürzt und litt seitdem unter Migräneanfällen. Allzu viel schien es ihm freilich nicht auszumachen, dass er nicht zum Militär gehen konnte, denn er wollte unbedingt auf die Bühne. Er hatte eine gute Singstimme und war der geborene Schauspieler. Nachdem er von der Schule abgegangen war, hatte er als Amateursänger einige Auftritte in Konzerten gehabt und war auch einer Laienspielgruppe beigetreten. Ich weiß nicht, wie er es gedeichselt hat, aber er ist in eine Theatertruppe aufgenommen worden, die durchs Land zog, um die Soldaten zu unterhalten.

Ungefähr um diese Zeit starb Irenes Mutter. Ihr Vater war am Boden zerstört, aber er kümmerte sich um Irene und schickte sie weiter zum Gesangsunterricht, wie seine Frau es gewünscht hatte. Obwohl er wusste, dass aus seiner Tochter nie eine Opernsängerin werden würde. Er vertraute meinem Vater an, dass er den Eindruck gehabt habe, sie mache unter dem örtlichen Gesangslehrer keine Fortschritte, und dass er sie deshalb zu einem Lehrer in der Stadt gebracht habe, der ihm als der Beste empfohlen worden war. Nachdem Irene dort vorgesungen hatte, war dieser Lehrer ganz offen und ehrlich. Er sagte den beiden, es wäre Geldverschwendung, Irene weiter auszubilden. Sie würde sich in leichten musikalischen Theaterstücken, Amateurkonzerten und Ähnlichem ganz gut machen, aber für anspruchsvolleren Gesang reichte ihre Stimme einfach nicht aus.

Als Irene Timothy davon erzählte, tat er die Ansicht des Gesangslehrers verächtlich ab und erklärte, sie habe eine schöne Stimme, und er werde sein Bestes geben, um ihr Arbeit zu verschaffen. Ihr Vater war nicht dafür und sagte das auch. Also blieb Irene zu Hause, führte ihrem Vater in den folgenden Jahren den Haushalt und übernahm leichte freiwillige Kriegsarbeiten. Am letzten Tag des Krieges fand sie ihren Vater tot im Bett. Er hielt eine Fotografie seiner Frau umklammert; neben ihm lag ein leeres Tablettenröhrchen und auf dem Boden eine leere Whiskyflasche.

Da Unterhaltung der Truppen jetzt weniger gefragt war, kam Timothy nach Hause. Der

sogenannte ›Krieg zur Beendigung aller Kriege‹ hatte viele Menschen in bittere Armut gestürzt, darunter auch Timothys Eltern: Ihr kleines Geschäft war Pleite gegangen. Als sie das Dorf verließen, um zur Schwester von Timothys Mutter in den Norden zu ziehen, blieb Timothy in Wellbrook, weil er sich gewissermaßen immer noch für Irene verantwortlich fühlte und weil er als Schauspieler nach wie vor Arbeit in London finden konnte. Wie die beiden sich durchgeschlagen haben, weiß ich nicht, aber ich bin ziemlich sicher, dass mein Vater ihnen finanziell durch diese Durststrecke geholfen hat. Sicher weiß ich nur, dass Irene sich an Timothy klammerte, wie mein Vater sagte – er war ihr nicht nur Vater und Bruder, sie liebte ihn auch. Dass er ihre Gefühle nicht erwiderte, war ihr noch nicht aufgefallen. Wäre es nach ihr gegangen, dann wäre er immer für sie und sie immer für ihn da gewesen. So sah ihre kindliche Vorstellung aus, bis ein Freund Timothy erzählte, er könne ihm ein Engagement im Chor eines Musicals verschaffen, wenn er sofort in die Stadt käme. Natürlich tat er das.

Lange blieb er allerdings nicht in dem Chor; stattdessen ergatterte er eine kleine Bühnenrolle im gleichen Stück. Wie gesagt, er war der geborene Schauspieler und hatte eine gute Stimme. Das Nächste, an das ich mich erinnere, ist, dass Timothy Irene einen Platz im Chor des gleichen Musicals verschaffte, in dem er mitwirkte. So blieben sie weiter zusammen, und für Irene muss das Leben herrlich gewesen sein. Bis Timothy ihr sagte, dass die Hauptdarsteller der Truppe die Chance hatten, mit ihrem Stück nach Amerika zu gehen, und ihm angeboten hatten mitzukommen. Das konnte er natürlich nicht ablehnen. Doch er versprach, er werde Irene sobald wie möglich nachholen.

Ungefähr ein halbes Jahr schrieben sie einander – Irenes Briefe waren sehr lang, Timothys wurden, soweit ich weiß, immer kürzer. Dann schickte er nur noch Postkarten. Irene war zwanzig, als Timothy fortging. Sie war fast zweiundzwanzig, als der Kontakt zwischen ihnen abbrach, und ich schätze, sie war klug genug, um zu begreifen, dass Timothy eine andere Frau hatte. Wie sie mir später erzählt hat, gestand sie sich auch, dass er ihr nie eine Liebeserklärung gemacht hatte.

Sie selbst nahm inzwischen in den sogenannten Theaterpausen verschiedene Gelegenheitsarbeiten an. Mit dreiundzwanzig bekam sie eine Rolle in einer Operette, die gute Kritiken erhielt. Es war eine Art Aschenputtelgeschichte. Irene spielte ein Dienstmädchen und sang Offenbachs Barcarole – ›Schöne Nacht, du Liebesnacht, o stille das Verlangen‹. Dabei hielt sie auf der Bühne plötzlich inne, schaute in den Spiegel, sang vor sich hin und stellte sich vor, sie wäre ein großer Star. Abgesehen von diesem einen Solo war es eine kleine Rolle; sie brachte die Handlung nicht voran, und ich habe mich oft gefragt, warum man sie überhaupt eingebaut hatte. Obwohl Irene sehr schön sang, war ihre Stimme nicht umfangreich genug, um die Höhen zu erreichen, die das Lied erforderte. Trotzdem bekam sie immer begeisterten Applaus, bis der wirkliche Star der Operette auftrat. Na ja, jedenfalls war es bei einer dieser Aufführungen, dass Edward Mortimer Baidor, der Sohn des alten Edwin, Irene zum ersten Mal gesehen hat – und damit beginnt mein Part.«

»Wie meinst du das, Vater, dein Part?«

»Genau so, wie ich es sage. Hör mir zu, dann verstehst du es bald.

Also, zuerst gehe ich noch ein paar Jahre zurück, zum Herrenhaus in Wellbrook. Mein

Vater hat mir die Geschichte folgendermaßen erzählt, genau wie er sie von Edwin gehört hatte. Edwin hatte seinen Sohn zu sich gerufen. Offenbar war Edward gerade aus Oxford gekommen und hatte einen ausgedehnten Auslandsurlaub geplant, um seinem Hobby, der Archäologie, zu frönen. Aber sein Vater hatte etwas anderes mit ihm vor. Er wollte, dass Edward zu Hause blieb und für den Erhalt des Familiennamens sorgte. Weder auf Edwins Seite noch auf der seiner Frau gab es weitere Angehörige. Also sagte er seinem Sohn rundheraus: »Deine Aufgabe ist es zu heiraten – und es gibt eine Frau, die dazu bereit ist, wenn sie nicht gar darauf wartet. Sie hat die beste Abstammung weit und breit, genau wie ihre Pferde, aber in finanzieller Hinsicht sind die Spencer-Moores bei null angekommen. Lillians Vater wird dir seine Tochter regelrecht nachwerfen, weil wir Geld haben. Sie ist drei Jahre älter als du, aber was macht das schon? Du siehst älter aus, als du bist, genau wie ich. Das war schon immer so. Und wenn Lillian so gut Kinder kriegen wie reiten kann, müsste dieses Haus bald von Nachwuchs wimmeln.«

Alexander hielt inne und nickte seinem Sohn zu, der lachend fragte: »Das hat er wirklich zu Großvater gesagt?«

»Ja, wortwörtlich. Komisch, aber er und mein Vater haben sich irgendwie verstanden. So ein Verhältnis sollten Edward und ich nie zueinander haben.

Tja, jedenfalls ist es, soviel ich weiß, zu einem mächtigen Streit gekommen, und Master Edward hat erst nachgegeben, als sein Vater ihm ein Ultimatum gestellt hat. Worin es bestand, hat mein Vater mir nicht gesagt. Ich glaube nicht, dass er es wusste. Ich vermute, es ging darum, dass Edwards Unterhalt auf ein Minimum reduziert würde, wenn er sich den Wünschen seines Vaters nicht fügte. Na, jedenfalls wurde in der Times die Verlobung angekündigt, und sechs Monate später fand eine bombastische Hochzeit statt. Womit allerdings weder Vater noch Sohn gerechnet hatten, war Miss Lillians Charakter. Sie konnte es gewissermaßen mit beiden aufnehmen, denn sie machte ihnen klar, dass die Pferde bei ihr an erster Stelle standen und niemand auf der Welt sie dazu bringen würde, mit dem Reiten aufzuhören. Der junge Edward tat jedoch seine Pflicht, wie es von ihm erwartet wurde, und Lillian wurde sofort schwanger. Allerdings verlor sie das Baby nach dreieinhalb Monaten. Innerhalb von drei Jahren hatte sie drei Fehlgeburten.

Als sie wieder schwanger wurde, verbannte Edward alle Pferde aus dem Stall, außer den beiden, die für die Kutsche gebraucht wurden. Er wurde regelrecht zum Gefängniswärter und verließ monatelang nicht das Haus. Mein Vater sagte, er habe ausgesehen wie ein angeketteter, frustrierter Bulle. Er war groß, einen Meter fünfundachtzig, und kräftig dazu. Schon damals, als er noch jung war, sah er wie sein Vater aus, aber er war jähzornig und neigte zu heftigen Wutausbrüchen. Von der verständnisvollen und zuweilen liebenswürdigen Art seines Vaters hatte er gar nichts an sich. Und es schien fast so, als wäre er inzwischen noch versessener darauf, einen Erben zu bekommen, als sein Vater.

Ob Lillian sehr unglücklich war, kann ich nicht sagen. Sie war ebenfalls ziemlich unbeherrscht, was sich in extremer Reizbarkeit gegenüber einer weiteren Angehörigen des Haushalts äußerte. Ihr Mann hatte eine Krankenschwester und Betreuerin für sie engagiert und die Frau schien nicht von ihrer Seite zu weichen. Lillians Dienstmädchen,

ein junges Ding namens Jane Dunn, die schon vor der Hochzeit für sie gearbeitet hatte, wies sie eines Tages unabsichtlich darauf hin, wie sie für ein, zwei Stunden verschwinden konnte. Vom Fenster aus beobachtete Lillian, wie Edward in die Kutsche stieg, die ihn zum Bahnhof befördern sollte. Von dort aus wollte er mit dem Zug nach London fahren und bis zum Abend bleiben. Nachdem die Krankenschwester sich vergewissert hatte, dass ihr Schützling im Bett lag und sich ausruhte, sah das Dienstmädchen sie ebenfalls das Haus verlassen und auf den Küchengarten zusteuern, hinter dem das Häuschen des Gutsverwalters lag. Sie hatte schon lange den Verdacht gehabt, dass zwischen den beiden etwas lief, und an diesem Tag erwähnte sie es Lillian gegenüber. Diese sprang sofort aus dem Bett, schlüpfte in ihre Unterwäsche, ein Paar Reithosen und eine kurze Jacke und setzte einen Hut auf. Sie rannte aus dem Zimmer und die Hintertreppe hinunter in den Hof, wo sie von einem eingeschüchterten Pferdeknecht verlangte, ihr beim Satteln eines alten Pferdes zu helfen. Es war ein Tier, das seine besten Jahre schon hinter sich hatte und das man nur noch auf der Weide grasen ließ.

Lillian blieb zwei Stunden weg. Als sie zurückkam, war die Krankenschwester beinahe hysterisch, weil ihr Schützling verschwunden war. Lillian machte sich über sie lustig. Auch ihren Mann lachte sie aus, als er nach Hause kam und sie dabei antraf, wie sie mit seinem Vater zu Abend aß und ihn zum Lachen brachte. Er staunte über ihr fröhliches Gesicht, als sie ihn fragte, ob er seine vorübergehende Flucht genossen habe. Aber zwei Tage später lächelte sie nicht mehr ... Und Edward auch nicht, denn inzwischen hatte er von ihren Eskapaden gehört. Lillian war erst sieben Monate schwanger, und nun bekam sie vorzeitige Wehen, die zwei Tage andauerten. Ihr junger Arzt tat alles in seiner Macht Stehende, um ihre Schmerzen zu lindern und das Kind lebend zur Welt zu bringen. Doch er vermutete, dass es schon tot war, als Lillian es mit letzter Kraft herauspresste. Trotzdem tat die Hebamme, was sie konnte, um dem kleinen Körper Leben einzuhauchen. Vergeblich.

Edward war dabei, und als er auf den gut gebauten kleinen Jungen hinuntersah, entfuhr ihm ein Laut wie das Wimmern eines Tiers. Dann wandte er sich ab. Er ging zum Bett, wo der Doktor sich bemühte, Lillians Blutungen zu stillen. Edward schaute auf das bleiche Gesicht seiner Frau hinunter und schrie: ›Du hast es wieder getan! Und mit voller Absicht! Du und deine Pferde, ihr habt mein Kind umgebracht. Ich hoffe, sie galoppieren mit dir zur Hölle!‹ Er packte sie an den Schultern und schüttelte sie, wie ein Hund eine Ratte mit dem Maul schüttelt. Er ließ sie erst zurück auf die Kissen fallen, als die blutverschmierte Hand des Arztes in seinem Gesicht landete und die Arme der Hebamme sich von hinten um ihn schlossen.

Im Zimmer herrschte ein heillooses Durcheinander. Als man Edward zur Tür drängte, brüllte er die Krankenschwester an, die auf seine Frau hätte aufpassen sollen: ›Ich erwürge Sie, wenn Sie nicht sofort aus dem Haus ...‹

Seine Worte wurden von denen des Arztes übertönt, der ihn anschrie: ›Halten Sie den Mund! Verschwinden Sie, und beruhigen Sie sich erst mal!‹

Daraufhin lief Edward Mortimer Baidor in den Hof hinunter und verprügelte den Pferdeknecht, dass diesem Hören und Sehen verging.

Am nächsten Tag starb Lillian. Nach der Beerdigung erhielt Edward wegen

Körperverletzung eines gewissen Arthur Briggs eine Vorladung vor Gericht.

Nur weil mein Vater auf Briggs' Anwalt einwirkte und Edwin dem Mann eine ordentliche Summe anbot, um einen weiteren Skandal zu verhindern, wurde Edward davor bewahrt, vor Gericht erscheinen zu müssen.

Da Edwin bewusst war, wie zornig die Leute im Dorf auf seinen Sohn waren, willigte er jetzt nur zu gern ein, dass Edward ins Ausland reiste, um seinem Hobby nachzugehen. Ihm war klar, dass die unglückliche Ehe zwischen Edward und Lillian nicht zuletzt seinetwegen zustande gekommen war.«

James stand auf und ging zum Schrank hinüber. Er reichte seinem Vater einen kleinen Brandy. Schweigend saßen beide eine Weile da und nippten an ihren Drinks, bis James sagte: »Also, ich warte. Erzähl weiter. Es kommt noch mehr – und bestimmt noch Schlimmeres.«

»Ja, du hast recht. Edward war ungefähr siebenundzwanzig, als das alles geschah. Er kam zwischendurch manchmal kurz nach Hause, dann verschwand er wieder. Und mein Vater sagte, der alte Edwin habe ihn nie gedrängt zu bleiben. Acht Jahre später, als Edward gerade zu Hause war, erlitt sein Vater einen Schlaganfall und starb. Damit war Edward allein für das umfangreiche Geschäft verantwortlich, das Edwin Baidor aufgebaut hatte. Wie mein Vater sagte, erbte Edward auch sonst noch eine Menge von dem alten Mann, und zwar seinen Geschäftssinn. Nun, da er die Leitung des Geschäfts innehatte, stürzte er sich voller Begeisterung darauf. Nichts entging ihm. Vater hat ihn von Anfang an nicht gemocht, ebenso wenig wie ich, aber er war ein Kunde, und zwar ein wichtiger. Vater fand bald heraus, dass Edward sich nicht gern Ratschläge geben ließ. Er selbst erteilte häufig welche, allerdings in Form von Befehlen.

Dann kam der Abend des Konzerts, von dem ich dir schon erzählt habe. Ich saß im Parkett, und als ich zufällig zu den Logen hinaufschaute, sah ich Edward. Da musste er wohl gerade Irene entdeckt haben. Offenbar verfiel er ihr sofort mit Haut und Haar. Ich weiß nicht, wie er es arrangiert hat, sie kennenzulernen; ich weiß nur, dass er sich von dem Augenblick an völlig zu verändern schien. Nicht, dass er weniger geschäftsmäßig gewesen wäre, aber er war freundlicher. Ja, das trifft es gut – er war freundlicher.

Eines Tages bekam ich unerwarteten Besuch von Irene. Sie berichtete, die Spielzeit der Operette sei vorbei. Ich sagte, das tue mir leid, aber sie erklärte lächelnd, sie sei nicht deswegen gekommen. Sie wolle meinen Rat. Sie wisse, dass ich Edwards – hier unterbrach sie sich, dann fuhr sie fort –, Mr Baidors Anwalt sei, und sie erinnere sich noch, wie nett es immer gewesen sei, wenn ich ihren Vater besuchte. Ob ich aber wisse, fragte sie, dass sie ... ja, wie sollte sie es sagen? Dass ihr jemand den Hof mache. Und ich wiederholte: »Den Hof? Wollen Sie damit sagen, dass mein Klient Ihnen den Hof macht?«

Irene errötete leicht, nickte und sagte: »Ja, das will ich damit sagen.«

»So, so.« Ich weiß noch, wie ich mich auf meinem Stuhl zurücklehnte und lächelnd zu ihr sagte: »Das ist also der Grund für die Veränderung.« Woraufhin Irene fragte: »Welche Veränderung?«

Ich erklärte: »Tja, Sie haben ihn schon völlig verwandelt. Er hat fast seine ganze Schroffheit verloren.«

>Also, ich kenne ihn noch keine drei Monate – was halten Sie davon? Er hat um meine Hand angehalten.<

>Wirklich?<

>Ja. Er ist sehr aufmerksam gewesen und hat in seiner und meiner freien Zeit mit mir viele Ausflüge gemacht. Ich habe ihm von meiner Familie erzählt, weil er danach gefragt hat, aber ich habe nicht erwähnt, wie mein Vater gestorben ist.< Ich weiß noch, dass ich ihr zustimmte: >Nein, natürlich nicht. Das muss er nicht wissen.< Dann sagte Irene: >Was soll ich Ihrer Meinung nach tun?<

Diese Frage hätte sie ihrem Vater stellen können. Ich habe lange gezögert, bevor ich erwiderte: >Haben Sie ihn gern?<

Ihre Antwort kam ziemlich prompt: >O ja, ich habe ihn gern. Er ist so – na ja, so nett und freundlich.<

Dann habe ich gesagt: >Also, Sie haben ihn gern, aber darf ich fragen, ob Sie ihn lieben?< Nun war sie es, die zögerte, bevor sie erwiderte: >Ich habe Timothy geliebt, zuerst als Bruder, dann als Elternteil, Vater und Mutter zugleich. Er hat mich nicht so geliebt, wie ich ihn später geliebt habe. Fast zwei Jahre habe ich nun nichts mehr von ihm gehört; da sind die Gefühle, die ich für ihn hatte, natürlich eingeschlafen. Aber liebe ich Edward?< Nach einer noch längeren Pause sagte sie: >Ich weiß es nicht, aber ich glaube, mit der Zeit könnte ich ihn sehr lieb gewinnen.<

>Dann nur zu, Irene<, ermunterte ich sie.

Ihr Lächeln wurde breiter; dann erlosch es, und sie sagte: >Aber er besitzt das große Herrenhaus und das Gut. Soviel ich weiß, ist er sehr reich.<

>Sie haben in allen drei Punkten recht<, stimmte ich zu. >Und so, wie es klingt, bietet er Ihnen alles an. Und das aus ganzem Herzen, würde ich sagen, weil Sie ihn bereits verändert haben. Ich habe ihn glücklich erlebt, und das war er bestimmt zum ersten Mal in seinem Leben.<

>Glauben Sie?<

>Ja. Und mein Vater würde es bestätigen. Das wird er auch noch; er und meine Mutter sind nur zurzeit nicht da.<

Darauf sagte Irene: >Ja, ich weiß, aber ich bin extra zu Ihnen gekommen, weil, na ja, weil Sie jünger sind und ... und ich dachte, Sie würden meine Gefühle verstehen. Sehen Sie, ich bin erst dreiundzwanzig, aber Edward ist siebenunddreißig.<

>Umso besser<, erklärte ich. >Dann weiß er auch, wie er sich um Sie zu kümmern hat, und das wahrscheinlich viel besser als ein jüngerer Mann. In gewisser Weise denke ich, dass Sie wirklich Glück haben.<

Darauf lächelte Irene mich an und sagte: >Das würde ich auch meinen, wenn ich nur fassen könnte, wie mir geschieht. Es ist zu märchenhaft, um es zu begreifen, wirklich.<

>Tja<, entgegnete ich, >führen Sie das Märchen fort, liebe Irene ...<

Sechs Monate später heirateten Irene und Edward. Unsere ganze Familie war eingeladen. Außer einer Tante, die in Eastbourne lebte, hatte Irene keine Angehörigen. Sie war eine wunderschöne Braut, aber dabei zugleich sehr kindlich. Sie sah jünger aus als dreiundzwanzig. Ich weiß noch, wie die beiden um fünf Uhr nachmittags mit allem Pomp in die Flitterwochen verabschiedet wurden. Erste Station der Hochzeitsreise sollte

Venedig sein. Am Abend fand im Herrenhaus ein Ball statt, für das Personal, die Freunde und alle Gäste, die noch bleiben wollten. Der Butler, Mr Trip, und die Haushälterin, Mrs Atkins, hatten das alles organisiert. Ich erinnerte mich daran, dass ich mit meinem Vater schon ein paar Mal in dem Haus gewesen war, das Personal aber noch nie so fröhlich erlebt hatte.

Die Hochzeit war allerdings noch gar nichts gegen den Wirbel, als Irene Edward einen Sohn schenkte. Das war vielleicht ein abgöttisch liebender Vater! Er sah wirklich um Jahre verjüngt aus. Auch Irene liebte das Kind über alles, von dem Moment an, in dem sie es zum ersten Mal im Arm hielt. Das hat meine Mutter berichtet; sie durfte Irene am Tag nach der Geburt besuchen.«

Alexander beugte sich vor, nahm sein Glas vom Tisch und trank den Brandy aus. In verändertem Ton fragte er dann: »Wann ist mir zum ersten Mal aufgefallen, dass sie sich verändert hatte? Eigentlich merkte man es zuerst an ihrer Stimme und ihrer Art, sich zu geben. An ihrem Hochzeitstag hatte sie, wie gesagt, wie ein ganz junges Mädchen gewirkt, aber jetzt war sie eine Frau. Mehr noch, sie war eine Mutter, die ihrem Kind am liebsten nicht von der Seite gewichen wäre. Offenbar – so hat man mir viel später zu verstehen gegeben – musste sie das aber, sobald ihr Mann im Haus war. Nicht, weil er unbedingt mit ihr zusammen sein wollte, obwohl er darauf auch Wert legte, sehr sogar. Aber er wollte den Jungen ganz für sich haben. Wo immer Edward war, musste auch sein Sohn sein.

Nach ihren Flitterwochen im Ausland waren Irene und Edward zu Abendgesellschaften und, soweit ich weiß, zu zwei Bällen gegangen. Einer davon war eine Wohltätigkeitsveranstaltung. Deine Mutter und ich waren auch dort, und uns fiel auf, wie Edward mit Irene tanzte. Wenn sie einen anderen Tanzpartner hatte, saß er dagegen nur da und beobachtete sie. Ich schätze, mit dem Tanzen war es vorbei, als sie ihm mitteilte, dass sie das Kind erwartete, denn Edward dachte bestimmt daran, was mit seiner ersten Frau geschehen war. Trotzdem luden sie Gäste zu sich ein, und wir waren oft zum Dinner bei ihnen. Bei diesen Gelegenheiten bemerkte ich eine weitere Veränderung an Irene. Sie war sehr still geworden; ihre natürliche Fröhlichkeit war verschwunden. Obwohl sie mit ihren Gästen lachte und plauderte, fehlte ihr die frühere Spontaneität. Es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass weitere Babys unterwegs waren, und auch wenn Edward immer noch liebenswürdig war, blitzte seine herrschsüchtige Ader immer wieder auf. Als mein Vater einmal nicht zu sprechen war und er mit mir vorliebnehmen musste, drückte seine Haltung die unausgesprochenen Worte aus: ›Warum ist er nicht zu sprechen? Weiß er nicht, wer ich bin und was ich für seine Kanzlei bedeute? Sorgen Sie dafür, dass er sich beim nächsten Mal zur Verfügung hält, junger Mann!‹ So habe ich sein Benehmen zumindest interpretiert, und es hat sich letztlich gezeigt, dass ich damit nicht weit danebenlag.

Er verließ nur selten das Haus, und man erzählte mir, dass er, wenn er nicht gerade seine Firmen und Vertretungen im Ausland besuchte, seine Zeit mit dem Jungen verbrachte. Irene kam nur selten in die Stadt, und dann begleitete Edward sie. Sie schien nur wenige eigene Freunde zu haben, die sie besuchte; wir waren die Einzigen. Dann verließ Edward seinen Sohn für ein paar Stunden, aber länger nicht, denn die beiden

blieben nie in der Stadt, um ins Theater zu gehen oder mit Freunden zu Abend zu essen. Zweimal fuhren sie in Urlaub; dabei nahmen sie das Kind mit.

Ungefähr zwei Wochen vor dem vierten Geburtstag des Jungen war Edward gezwungen, nach Deutschland zu reisen. Es sollte eine große Übernahme stattfinden, die Flux betraf, und es war unerlässlich, dass er anwesend war. Zu der Zeit setzte ich mich gerade für eine karitative Organisation ein, die Kinderferienlager organisierte. Damit waren schon viele arme Jungen erfolgreich von der Straße oder aus der Gosse geholt worden. Sie lernten ein anderes Leben kennen. Deine Mutter und ich interessierten uns so dafür, dass wir einige berühmte Persönlichkeiten für ein Wohltätigkeitskonzert gewinnen konnten. Deine Mutter hat dann vorgeschlagen, Irene zu bitten, ebenfalls zu kommen und zu singen. Ich weiß noch, wie sie sagte: »Ihr Gefängniswärter ist nicht da, was soll sie also daran hindern? Sie singt doch immer noch, sooft sie kann. Das weiß ich; sie hat es mir selbst gesagt. Wahrscheinlich singt sie dem Jungen etwas vor, wenn sein Papa fort ist. In einem bin ich mir sicher«, fügte sie hinzu, »sie vermisst die Bühne und die Musicaltruppe. Das Mädchen ist einsam, das weiß ich genau.«

Ich fühlte mich bemüßigt einzuwenden: »Ich glaube nicht, dass sie wagt, es ohne Edwards Erlaubnis zu tun.«

»Aber wir können es ja mal versuchen«, erwiderte deine Mutter.

In den vorangegangenen zwei oder drei Wochen war mir aufgefallen, dass Irene, wenn wir einander begegneten, immer ziemlich aufgereggt wurde. Es war, als wollte sie mit mir über etwas reden, mir etwas sagen, aber sie traute sich offenbar nicht. Diesmal schien sie jedoch die Chance ergreifen zu wollen, etwas allein zu unternehmen. Das Konzert sollte an einem Sonntagabend auf einer der großen Bühnen stattfinden. Die Stars würden alle ohne Gage singen. Es war wundervoll – das Konzert, meine ich. Wir waren zum Herrenhaus gefahren und hatten Irene abgeholt. Deine Mutter und ich waren beide mit im Kinderzimmer, und wir werden nie vergessen, wie Irene ihren Sohn küsste, fest an sich drückte und sagte: »Mami bleibt nicht lange weg; sie singt nur für ihr Abendessen.« Der Kleine lachte und krächte: »Aber der Koch kann dir doch was geben, Mami!« Irene schlang wieder die Arme um ihn und küsste ihn, nicht ein Mal, sondern drei Mal. Sie wusste nicht, dass sie ihr Kind zum letzten Mal küsste.«

Wieder machte Alexander eine Pause. Er legte die Hand auf den Tisch, ballte sie zur Faust und schlug drei- oder viermal auf die Tischplatte, bevor er weitersprach. Sein Sohn schaute ihn mit großen Augen an.

»Alle Sänger trugen Kostüme«, fuhr Alexander schließlich fort, »und deine Mutter hatte Irene eine äußerst kunstvolle Robe aus der Zeit nach der Jahrhundertwende besorgt. Sie war recht tief ausgeschnitten, und als deine Mutter und die Garderobiere Irene beim Ankleiden behilflich sein wollten, stellten sie offenbar fest, dass ein Kleidungsstück im Weg war: Irene trug eine Art wollenes Hemd, das, wie deine Mutter sagte, eher ein Wollkleid war, weil es ihr bis zum Knie reichte. Die Garderobiere sagte, sie hätte so etwas seit Jahren nicht mehr gesehen, und noch nie ein so fein gestricktes Stück. Früher hätten die Damen in solchen Hemden geschlafen, erklärte sie. Ohne das Hemd saß das Kostüm Irene wie angegossen, und als sie den riesigen Strohhut mit Federn aufsetzte, passte sie ganz in ihre Rolle. Zum ersten Mal seit Langem sah sie glücklich aus ... Die »Barcarole«

sang sie sehr schön. Es war, als hätte sie nie aufgehört zu singen. Ja, ihre Stimme schien sich sogar verbessert zu haben: Sie war kräftiger geworden. So erntete Irene stürmischen Beifall. Nach dem Konzert sollten die Hauptdarsteller des Abends und ihre Gäste im Carlton zu Abend essen. Also brachte deine Mutter deine Großmutter nach draußen, wo ein Wagen wartete, und ließ mich zurück, damit ich Irene in einem Taxi begleitete und mit ihr zu den anderen im Carlton stieß, sobald sie sich umgezogen hatte. Ich weiß noch, dass der Saal sich rasch leerte.

Während ich wartete, stürzte ein junger Mann herein, der mir irgendwie bekannt vorkam. Er schlängelte sich zwischen den Stühlen hindurch und eilte auf eine Tür zu, die zu den Garderoben führte. Ein paar Minuten später traute ich meinen Augen kaum: Irenes Mann kam in den Theatersaal. Er rannte nicht so wie der junge Kerl, aber er hatte es auch eilig – und seinen Gesichtsausdruck kannte ich. Ach du liebe Zeit, dachte ich.

Er sah mich nicht. Was dann geschah, kann ich nur aus dritter Hand erzählen. Die hysterische Garderobiere hat mir später Bericht erstattet. Sie sagte: »Die Dame hatte gerade ihr Kostüm ausgezogen und das kuschelige Wollhemd übergestreift, als die Tür aufgerissen wurde. Ein Mann stand mit ausgestreckten Armen da und rief: »Irene!« Sie fuhr herum und stürzte sogleich auf ihn zu. Sie fielen einander in die Arme, lachten und strahlten einander an, und die Dame rief: »Wann bist du angekommen?«

»Ungefähr vor einer Stunde«, sagte der Mann. »Ich habe gerade gehört, dass du hier singst, und bin gleich vom Hotel hergeeilt. Draußen sah ich Mr Armstrongs Mutter in einen Wagen steigen, und sie sagte, du wärest in der Garderobe. O Irene!« Er hielt sie auf Armesehöhe von sich und sagte: »Hören Sie mal, Miss, haben Sie mich gar nicht um die Erlaubnis gefragt zu heiraten?«

»Du warst ja nicht da«, erwiderte sie. Dann warf sie wieder die Arme um ihn, und diesmal küssten sie sich. Eng umschlungen standen sie da und ihre Lippen berührten sich noch, als die Tür aufging. Beim Anblick des Mannes, der sie beide anschaute, entfuhr der Frau ein gellender Schrei.

Der junge Mann wandte sich um und sagte: »Oh, hallo. Sie müssen ...« Weiter kam er nicht, weil der andere auf ihn losging. Er war wie ein Tiger, und der junge Kerl war so überrascht, dass er vom ersten Schlag niedergestreckt wurde. Er schien gar nicht mehr zu sich zu kommen, denn der andere prügelte weiter auf ihn ein, während er am Boden lag. Die Frau schrie die ganze Zeit. Dann schnappte sich der Mann eine der Requisiten, eine Porzellanvase, und ließ sie auf den jungen Kerl niedersausen. Sie traf ihn auf der Brust und an der Wange. Danach ging der Angreifer auf die Frau los und schüttelte sie wie eine Ratte. Seine Fäuste landeten in ihrem Gesicht, und er schrie sie an: »Du dreckige Hure, du!« Da kam das Reinigungspersonal hereingestürzt, aber der Mann ließ die Frau nicht los. Als sie ihn endlich von ihr wegzerren wollten, war sie schon besinnungslos.«

Das ist alles, woran sich meine Informantin erinnerte, weil sie dann selbst ohnmächtig wurde.«

Alexander zog ein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein Sohn sagte nichts; er saß nur da und starrte ihn wie gebannt an. Alexander seufzte tief und schloss die Augen. »Ich sehe die beiden immer noch da liegen – Irene blutend über den zusammengekrümmten Beinen des jungen Mannes. Sein Gesicht war vor lauter Blut

nicht mehr zu erkennen. Irgendjemand schrie: »Holt die Polizei!« Ein anderer: »Ruft den Notarzt!« Ein Dritter wandte sich zu Baidor um, der an der Wand lehnte, und brüllte ihn an: »Du elender Mistkerl, du! Warte nur, bis die Polizei da ist!«

Das Wort Polizei schien Baidor zur Besinnung zu bringen. Er wollte gerade stolpernd die Garderobe verlassen, als er plötzlich mir gegenüberstand. Mit donnernder Stimme sagte er: »Sie ist eine Hure!« Ich vergaß für einen Moment, wer er war, und schrie ihn an: »Und Sie sind wohl wahnsinnig geworden!« Er taumelte an mir vorbei. Ich ging in die Garderobe und sagte zu zweien der Männer, die versuchten, die Beine des jungen Kerls zu strecken: »Fassen Sie ihn nicht an! Lassen Sie ihn, bis die Sanitäter kommen!«

Alexander hatte immer noch die Augen geschlossen. Nachdem sie eine Weile schweigend da gesessen hatten, fragte James leise: »Was war mit den beiden?«

»Oh!« Alexander setzte sich auf seinem Stuhl auf. »Es ist ein Wunder, dass Irene überlebt hat. Sie waren in einem fürchterlichen Zustand, alle beide. Ich weiß noch, dass ich mir gewünscht habe, der junge Mann würde sterben und die wahnsinnige Bestie wegen Mordes vor Gericht gebracht werden. Glenda hatte damals bereits ihr Pflegeheim; Vater hatte ihr geholfen, es einzurichten. Sie konnte allerdings nur sechs Patienten aufnehmen. Innerhalb einer Woche hatten wir Irene von der Station des Allgemeinkrankenhauses in Glendas Obhut verlegt. Aus dem Krankenbericht wusste Glenda, dass Irene noch kein Wort gesprochen hatte, seit sie das Bewusstsein wiedererlangt hatte. Daran änderte sich auch in den folgenden drei Wochen nichts. Anscheinend hatte nicht nur ihr Körper, sondern auch ihr Geist irgendwie unter den brutalen Schlägen gelitten. Sie verstand zwar alles, was man zu ihr sagte, aber sie konnte nicht mit Worten antworten, nur durch Kopfbewegungen.«

Als Alexander erneut innehielt, fragte James: »Und was ist mit dem jungen Mann passiert?«

»Ihm ging es wochenlang sehr schlecht. Die eine Hälfte seines Gesichts war vom Ohr bis zum Unterkiefer aufgeplatzt. Dort würde er zweifellos eine Narbe zurückbehalten, aber am Ende der ersten Woche war er in der Lage zu sprechen. Der Leiter der Truppe, mit der er unterwegs war und die für eine kurze Tournee durch England aus den Staaten herübergekommen war, wollte die Sache wohl vor Gericht bringen, aber davon wollte der junge Mann nichts wissen. Er dachte an Irene und wollte nicht, dass ihr Name dick in allen Zeitungen erschien, verbunden mit dem Grund, warum sie und er von ihrem Mann zusammengeschlagen worden waren.«

»Aber hat die Polizei den Fall nicht aufgenommen?«

»Nein. Sie ist wohl zum Herrenhaus gefahren und hat mit Edward gesprochen. Er hat erklärt, dass die betroffene Dame seine Frau sei. Ob sie Anzeige erstattet habe? Als die Beamten dies verneinten, fragte Edward nach der anderen Person, dem jungen Mann: Ob er den Fall weiter verfolge? Wieder lautete die Antwort Nein. Darauf sagte Edward, es handele sich um eine Familienangelegenheit, rein privat. Die Polizei habe damit nichts zu schaffen.«

Ich sah ihn fast sechs Wochen lang nicht und dachte schon, er wäre ins Ausland gegangen. Dann stürmte er eines Tages hier herein und verlangte, meinen Vater zu sprechen. Zu der Zeit zog Vater sich allmählich aus dem Geschäft zurück und genoss das

Leben. Er kümmerte sich um den Umbau des Gebäudes neben Glendas Haus, das er gekauft hatte, um ihr Pflegeheim zu vergrößern. Er wollte eine Innenwand einreißen lassen, um einen gemütlichen Privatbereich für sie und einen Aufenthaltsraum für ihr Pflegepersonal zu schaffen. Damit war immer noch Platz genug für acht weitere Patientenzimmer. Vater war wie ein Kind, das ein neues Spielzeug hat. Mutter hatte gesagt: ›Lass ihn nur machen; du wirst allein mit der Kanzlei fertig, und er ist glücklich.‹

Wie gesagt, Edward kam wie ein wilder Stier hereingestürmt. Er stand da, wo du jetzt sitzt, und ich saß hier. Ich erhob mich nicht, wie es üblich war, wenn ein Klient hereinkam, und er fragte: ›Wo ist Ihr Vater?‹ Ich log ein wenig: ›Zu Hause; er liegt mit einer Erkältung im Bett.‹ Ich erinnere mich, dass er lange schwieg. Dann wollte er wissen: ›Wer hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, meine Frau aus dem Krankenhaus in das Pflegeheim Ihrer Schwester zu verlegen?‹ Heute frage ich mich, woher ich den Mut zu meiner Antwort nahm, die lautete: ›Da Sie Ihre Frau fast zu Tode geprügelt haben und sich offensichtlich nicht mehr darum scherten, was aus ihr wurde, habe ich selbst mich bemüht, sie aus dem Krankenhaus an einen ruhigeren Ort zu bringen.‹

›Dazu hatten Sie kein Recht!‹

›O doch‹, sagte ich. ›Es war ein Akt der Menschlichkeit. Sie brauchte persönliche Betreuung.‹

Nach einer weiteren langen Pause erklärte Edward: ›Ich habe vom Arzt erfahren, dass sie auch psychologische Hilfe braucht. Daher lasse ich sie nach Conway House verlegen.‹

Bei diesen Worten sprang ich sofort auf und rief: ›Conway House! Das an das Kloster angeschlossen ist? Das ist praktisch ein Irrenhaus, das sich nur Pflegeheim nennt!‹

›Es ist kein Irrenhaus, es ist eine Anstalt für psychisch gestörte Patienten. Und dazu gehört meine Frau zurzeit. Wenn Sie also bitte so freundlich wären, mich zu den Geschäften kommen zu lassen, die ich mit Ihrem Vater bereden wollte. Da er nicht zu sprechen ist, muss ich das eben mit Ihnen tun. Sie haben sicher schon einmal von dem Zephyr Bond gehört?‹

Ich weiß noch, dass ich einen Augenblick sprachlos war, dann sagte ich: ›Zephyr Bond? Ja, natürlich.‹ Der Zephyr Bond war ein Wertpapier, das Überbleibsel einer Firma, die Edwards Vater vor Jahren aufgekauft hatte. Er warf nie viel ab. Er blieb zwar stabil, aber wie immer der Markt auch aussah, der Zephyr Bond würde nie für großen Aufruhr sorgen. Edward fuhr fort: ›Ich möchte Ihrem Vater oder Ihnen, der Sie offenbar leider jetzt dafür zuständig sind, die ganze Angelegenheit übertragen, damit Sie meiner Frau die Summe von fünf Pfund pro Woche – nicht mehr und nicht weniger – daraus zukommen lassen. Das Geld wird der Oberin von Conway House überwiesen, solange meine Frau dort bleibt. Falls sie verlegt wird, egal wohin, dann geht das Geld dorthin. Als Katholik kann ich mich nicht von ihr scheiden lassen, aber ich wünsche, dass ihr Name mir gegenüber von nun an nicht mehr erwähnt wird. Sollte sie jemals einen Versuch unternehmen, das Herrenhaus zu besuchen, habe ich Anweisungen – strenge Anweisungen – erlassen, dass sie gewaltsam entfernt wird. Sollte sie sich widersetzen und auf irgendeine Weise versuchen, Kontakt zu dem Kind aufzunehmen, lasse ich die Sache vor Gericht bringen. Dort würde ich das alleinige Sorgerecht für meinen Sohn bekommen, da seine Mutter eine Ehebrecherin ist.‹

Ich erinnere mich, wie ich aufgebracht zu ihm sagte: ›Dafür haben Sie keine Beweise. Sie hat nach jahrelanger Abwesenheit einen Mann zu Hause willkommen geheißen, der für sie wie ein Bruder war, einen jungen Mann, der sie von Kindesbeinen an mit großgezogen hatte.‹

Die kühle Antwort lautete: ›Das sagen Sie, aber ich glaube es nicht. Sie hat mehr als einmal voller Zärtlichkeit von diesem Mann gesprochen. Ich habe sie sogar einmal, vor nicht allzu langer Zeit, aufgefordert, davon Abstand zu nehmen. Er ist aber nicht der einzige Mann, um den es geht. Da war auch noch mein Kammerdiener Cox, den ich vor drei Monaten entlassen habe. Er war so fasziniert von ihr, dass er eines Tages, als ich nicht da war, ihren Gesang auf dem Klavier begleitet hat.‹

Davon war mir damals nichts bekannt gewesen. Aber mir fiel ein, wie die arme Irene manchmal ausgesehen hatte, wenn ich ihr begegnet war.

Edward warf den Koffer, den er mitgebracht hatte, auf den Tisch, öffnete ihn und legte ein gefaltetes Wertpapier daneben, dazu einen langen, mit der Schreibmaschine geschriebenen Brief. Er schob mir beides mit den Worten hin: ›Das ist das alte Wertpapier. Es ist nie sehr bedeutend gewesen, aber irgendwie hat es seit dem Krieg überlebt, und es wird genug abwerfen, um den Unterhalt meiner Frau von fünf Pfund die Woche zu sichern. Ich möchte, dass Sie mir den Empfang im Namen Ihrer Kanzlei durch Ihre Unterschrift bestätigen. Es kann auch ein Zeuge dabei sein. Lassen Sie Ihren Angestellten kommen.‹«

Schwer atmend erzählte Alexander weiter: »Ich weiß noch, James, dass ich die größte Lust verspürte, das gläserne Tintenfass zu nehmen« – er zeigte zum Schreibtisch, wo besagtes Tintenfass in eine Messingplatte eingelassen war – »und es ihm ins Gesicht zu schleudern. Gleichzeitig war mir klar, dass fünf Pfund besser waren als gar nichts. Damals konnte Irene noch davon leben. Im Übrigen hatte Edward nicht erwähnt, was mit dem Geld geschehen sollte, falls Irene starb. Sollten wir es dann als unseres betrachten oder es ihm zurückgeben? Aber ich ließ die Sache auf sich beruhen. Das war Zukunftsmusik und spielte in dem Moment keine Rolle.

Das Einzige, was ich in dem Augenblick wollte, James, war, dass Edward mein Büro verließ, damit ich nicht doch etwas tat, das nicht nur mein Ruin gewesen wäre, sondern dem Geschäft auch seinen einträglichsten Klienten genommen hätte. Einen Klienten, mit dem Vater jahrelang Geduld gehabt gehabt hatte und dessen Geschäfte erheblich dazu beigetragen hatten, mein Studium zu finanzieren, für Mutter ein neues Zuhause zu erwerben und Glendas Pflegeheim auf die Beine zu stellen. Nun ja ...

Als Watson, der Angestellte, hereinkam, zollte er unserem Klienten keinen Respekt, weil er wusste, was vor Kurzem passiert war. Es hatte zwar nicht in der Zeitung gestanden, sich aber überall herumgesprochen. Und ohne Zweifel wurde auch offen gesagt, dass Edward als derjenige hätte angeprangert werden sollen, der er wirklich war. Ich war ganz gerührt über den Mut des Alten, denn als er sich den Brief auf dem Tisch ansah, der ganz offensichtlich ein wichtiges Dokument war, wandte er sich zu dem mächtigen Mann um und wollte wissen: ›Was unterschreibe ich da?‹

Edward verschlug es zuerst die Sprache. Dann brüllte er beinahe: ›Das geht Sie nichts an! Sie werden für das bezahlt, was hier von Ihnen verlangt wird!‹

Bevor Watson etwas dazu sagen konnte, wandte ich mich an ihn: ›Das ist schon in Ordnung. Es hat etwas mit der Kanzlei zu tun; es ist einwandfrei. Unterschreiben Sie nur.‹

Der Alte tat, wie ihm geheißen, aber langsam und widerstrebend. Dann richtete er sich gerade auf, warf dem wichtigen Klienten noch einen langen Blick zu und ging hinaus.

Mit Edwards folgender Bemerkung hatte ich gerechnet: ›Entlassen Sie ihn, auf der Stelle!‹

›Er ist der Angestellte meines Vaters; das sind seine Angelegenheiten‹, erwiderte ich.

Bevor er ging, sagte er noch: ›Geben Sie Ihrer Schwester Bescheid, dass meine Frau morgen abgeholt wird. Dies, ich schwöre es Ihnen, ist das letzte Mal, dass ich von ihr sprechen werde.‹ Er stand da und wartete auf irgendeine Antwort von mir. Als er keine bekam, marschierte er hinaus, ohne die Tür hinter sich zu schließen.‹

›Ich würde gern eine Pause einlegen. Ich mache dir noch einen Drink‹, sagte James und erhob sich.

Doch sein Vater hielt ihn mit einer Handbewegung zurück. ›Nein, nichts mehr.‹ Er lächelte matt. ›Aber ich will dir was sagen: Schon die Erinnerung an dieses Geschäft hat in mir wieder das schreckliche Gefühl wachgerufen, das ich damals hatte, nachdem Edward gegangen war. Ich hatte so eine Wut, richtigen Zorn. So etwas hatte ich in meinen über dreißig Jahren bisher nicht erlebt; ich dachte beinahe, ich würde ohnmächtig. Nur eines brachte mich zur Besinnung: Ich musste so bald wie möglich mit Glenda sprechen, um für die arme Irene eine andere Lösung zu finden.

Als ich Glenda alles erzählte, konnte sie es gar nicht glauben. Sie erklärte, Irene könne noch nicht sich selbst überlassen werden, sie habe immer noch nicht gesprochen. Ihre Verletzungen seien zwar einigermaßen verheilt, sie habe jedoch überall Flecken und Narben. Auch im Gesicht habe sie Prellungen, und irgendwie sei sie auch psychisch angeknackst.

Glenda sagte ganz richtig, dass wir sie aus dem Pflegeheim fortschaffen mussten, aber wohin? Wenn sie Irene mit zu uns nach Hause nahm, würde Edward garantiert dort auftauchen. Das Einzige, was Glenda von Irenes Angehörigen wusste, war, dass sie eine Tante in Eastbourne hatte, die auch zur Hochzeit gekommen war. Unter diesen Voraussetzungen machten wir uns ans Werk und sprachen mit Irene. Wir mussten ihr erklären, was ihr Mann vorhatte, und als wir sie fragten, ob sie etwas über ihre Tante in Eastbourne wüsste, machte sie eine leichte Kopfbewegung, die Nein bedeutete. Dann fragte Glenda sie nach dem Namen der Tante. Ich sehe Irene noch vor mir, wie sie auf einen Tisch zeigte, wo Papier und Bleistift lagen, und langsam Namen und Adresse ihrer Tante aufschrieb. Ich fragte sie: ›Glauben Sie, dass Sie mit dem Zug dorthin fahren können – allein?‹ Sie nickte zwei Mal verzweifelt.

Glenda zog sie an und brachte sie zum Bahnhof. Später erzählte sie mir, sie habe die ganze Zeit gedacht, sie hätte lieber mit Irene fahren und gewährleisten sollen, dass sie gut ankam. Vorher, als ich noch da war, hatte sie Irene vorgeschlagen, dass eine der Schwestern sie nach Eastbourne begleitete. Irene hatte energisch den Kopf geschüttelt. Dann hatte sie zum ersten Mal wieder gesprochen. Sie hatte auf sich gezeitigt und gesagt: ›Bin in Ordnung.‹ Es war nur ein Murmeln, aber die Worte waren verständlich. Als ich ihre Hand nahm und ihr ins Taxi half, sagte sie noch etwas zu mir. Die Worte kamen langsam

und zögernd: »Vielen ... Dank.« Und das war das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe – bis sie gestern hier hereinschneite, scheinbar in den Lumpen einer Obdachlosen, tatsächlich aber mit demselben Hut und Mantel, die sie getragen hatte, als sie vor vielen Jahren Glendas Pflegeheim verließ. Sie hatte sie auch an jenem fatalen Sonntagabend im Konzert angehabt. Wie sie darin die letzten siebenundzwanzig Jahre verbracht hat, weiß ich nicht. Eines ist aber offensichtlich: Sie hat auf der Straße gelebt.«

James schüttelte ungläubig den Kopf und fragte leise: »Und was war mit der Tante? Ist Irene nicht dorthin gefahren?«

»Doch, aber als wir eine Woche nichts von ihr hörten, fuhren Glenda und ich selbst hin. Dort habe ich die Frau kennengelernt. Mein Gott! Ich habe sie beinahe so gehasst wie Edward Baidor. Irene war bei ihr gewesen. O ja, sie sagte, Irene sei gekommen, aber sie habe sie bald wieder hinausgeworfen. Irene sei betrunken gewesen oder habe unter Drogen gestanden oder so etwas. Sie habe nicht sprechen wollen, nur ein paar unzusammenhängende Worte auf einen Zettel geschrieben. Eines war »Hilfe«, das andere »Edward missverstanden«. Was hat die Tante also zu dem armen, verzweifelten Ding gesagt? Sie hat ihr vorgehalten, dass sie eine verheiratete Frau sei und zu ihrem Mann zurückkehren müsse. Im Übrigen werde sie selbst in Kürze Eastbourne verlassen und nach Yorkshire ziehen.

Weißt du, was ich daraufhin zu ihr gesagt habe?«

James schüttelte den Kopf.

»Ich hoffe, Sie sterben einen langsamen, qualvollen Tod.«

»Das hast du gesagt?«

»Ja. In dem Augenblick war es das Schlimmste, das ich ihr wünschen konnte.«

James legte den Ellbogen auf die Armlehne seines Stuhls und stützte den Kopf in die Hand. Beide schwiegen, bis er fragte: »Und du hast nicht die leiseste Ahnung, wo sie die ganze Zeit gewesen sein könnte?«

»Nein. Und das wird auch so bleiben, wenn sie vor ihrem Tod nichts mehr sagt. Eines habe ich mir allerdings geschworen – bevor es dazu kommt, wird sie ihren Sohn noch einmal sehen.«

»Oh, ja.« James setzte sich aufrecht hin. »Der Sohn. Was, glaubst du, macht er, wenn er davon erfährt?«

»Das wird sich zeigen. Aber er ist nicht wie sein Vater. Er sieht ihm nicht ähnlich und spricht oder benimmt sich auch nicht wie er.«

»Und er muss seinen eigenen Kopf haben, wenn er sich geweigert hat, die Geschäfte seines Vaters zu übernehmen, und stattdessen Medizin studiert hat. Wo ist er jetzt?«

»Ich weiß es nicht – in einem der Universitätskrankenhäuser von London, schätze ich. Soviel ich weiß, hat er vor, plastischer Chirurg zu werden.«

»Wie alt ist er denn?«

»Lass mich überlegen. Er war knapp vier, als das alles passiert ist, und das war vor siebenundzwanzig Jahren, 1928. Er müsste jetzt dreißig oder einunddreißig sein, nur ein paar Jahre jünger als du. Er dürfte inzwischen Facharzt sein. Ich weiß allerdings nicht genau, wann er angefangen hat; ich weiß nur, dass er in Oxford studiert hat, bis er ungefähr zweiundzwanzig war. Aber das werden wir bald herausfinden.«

»Wann willst du mit ihm sprechen?«

»Das kommt darauf an, wie es der armen Irene geht. Ich glaube nicht, dass sie in ihrem jetzigen Zustand jemanden erkennen würde. Trotzdem muss in ihr ein tiefer Schmerz sitzen, der die ganzen Jahre überdauert hat. Denn die einzigen Worte, die sie zu mir gesagt hat, waren: »Mein Sohn.« Ich habe es so verstanden, dass sie ihn sehen will. Und dann hat sie gesagt: »Er kommt.« Es war, als wäre sie sich ganz sicher. Im Moment möchte ich nur wissen, was in dem Päckchen ist, das sie so fest hält. Es könnte uns einen Hinweis darauf geben, wo sie all die Jahre gewesen ist. Ansonsten bezweifle ich, dass wir es je herausfinden.«

Doch Alexander sollte es herausfinden, und zwar schon recht bald. Die Art und Weise, wie er es erfuhr, war ebenso merkwürdig wie das Auftauchen seiner Informantin. Was sie ihm darüber berichtete, wo Irene die letzten sechsundzwanzig Jahre verbracht hatte, war ähnlich seltsam, wenn nicht noch seltsamer als die Geschichte, die er gerade seinem Sohn erzählt hatte.